

## Keynote

# Siedlungsfeindlichkeit und Randständigkeit des Alpenraumes im Mittelalter

Werner Meyer

### I

Am 10. Mai 1268 ging ein mächtiger Erderschütterer bei Altdorf (Uri) nieder, der einen Felsblock von 12 Fuss Breite und 13 Fuss Länge mit sich riss. Dabei wurden die Kirche mit dem Priester und viele Leute vernichtet. Sieben Kühe, zahlreiche Obstbäume und Reben gingen zugrunde.

Dieses Ereignis ist nur durch Zufall aufgezeichnet worden, weil sich am Unglückstag einer jener Elsässer Dominikanermönche, die in Colmar analistische Aufzeichnungen machten, gerade in der Gegend aufhielt (MGH SS 17, 193).

Die wenigsten Katastrophen dieser Art dürften indessen schriftlich festgehalten worden sein. Von den Alpenbewohnern wurden sie wohl eher als Teil ihres Alltags denn als einmaliges Naturereignis wahrgenommen. Erst seit dem Ende des Mittelalters mehren sich Nachrichten über Felsstürze, Ruffinen, Lawinnenniedergänge und Wildwasserkatastrophen. Eines der schrecklichsten Ereignisse spielte sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Tessin ab. 1512 ging ein grosser Bergsturz am Ausgang des Blenioales nieder, die Buzza. Der Schutt versperrte dem Fluss, der Brenna, den Weg und staute einen See von über 3 km Länge auf. Drei Jahre später durchbrach dieser die Bergsturzsperrung, wälzte sich als ungeheure Schutt- und SchlammLawine ticinoabwärts und ergoss sich in den über 30 km weit entfernten Lago Maggiore.

Traurige Berühmtheit erlangte auch jener Bergsturz im unteren Bergell, der 1618 das Städtchen Plurs mit all seinen Bewohnern und der dort blühenden Specksteinindustrie auslöschte. Die alltägliche Gefahr drohte den Alpenbewohnern indessen nicht in erster Linie von derart spektakulären Ereignissen, sondern von kleineren, aber umso häufiger eintreffenden Erdstür-

chen, Lawinen, Felsstürzen und Arbeitsunfällen, etwa beim Holzfällen im winterlichen Gebirgswald, beim Kristallsuchen und bei der Heuernte auf steilen Grasbändern über senkrechten Felswänden. Für die frühe Neuzeit belegen Inschriften in Kirchen, Votivbilder und Eintragungen in Kirchenbüchern diese Allgegenwart eines jähen Todes, und wir verstehen, warum im Mittelalter das überlebensgrosse Bildnis des Hl. Christophorus an der Ausserwand fast jeder Kirche des Alpenraumes angebracht war.

### II

Die Siedlungsfeindlichkeit des Alpenraumes ergab sich indessen nicht in erster Linie aus dem gebirgsspezifischen Gefahrenpotenzial. Allerlei naturräumlich bedingte Gefahren drohten auch in Regionen, die man dank ihrem Klima oder ihrer Fruchtbarkeit kaum als siedlungsfeindlich bezeichnen würde. Es sei hier etwa an die furchtbaren Überschwemmungen des Po in der Lombardei erinnert, einer Gegend, die den Alpenbewohnern vorkam wie das gelobte Land, wo Milch und Honig fliessen.

Siedlungsfeindlich waren die Alpen in erster Linie wegen ihrer Kargheit, wegen ihres rauen Klimas (das im Mittelalter etwa dem heutigen entsprach), wegen ihrer Bodengestalt, die nur wenig Wohn- und Anbaufläche bot. Freilich, beim direkten Vergleich zwischen dem Alpenraum (man könnte auch die Pyrenäen heranziehen) und den siedlungsfeindlichen Zonen Skandinaviens, der nordatlantischen Inseln – einschliesslich Schottlands – und generell der arktischen Landstriche zeichnen sich auffallende Unterschiede ab. Denn während sich in den genannten Zonen des Nordens die Siedlungsfeindlichkeit weit-

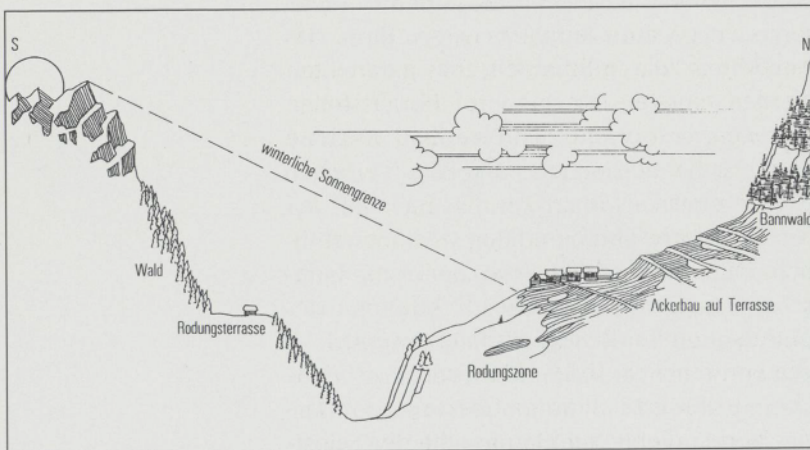


Abb. 1: Wüstungsplatz Rothusboden/ Calfeisental (Kanton St. Gallen). Das abgelegene Hochtal wurde anfänglich nur temporär genutzt, bis um 1300 deutschsprachige Walser Dauersiedlungen errichteten. Die Wüstung Rothusboden stammt vermutlich noch aus der Zeit vor der Ankunft der Walser.

läufig über ganze Landstriche erstreckt, stossen wir in den Alpen auf eklatante, kleinräumige Gegensätze in der Bodengestalt, im Klima, in der Ertragsfähigkeit des Erdreichs. Die weitläufigen Hochgebirgsregionen mit ihrem unproduktiven Fels, Schnee und Eis werden von tiefeingeschnittenen Tälern durchzogen, in denen – wenn auch meist auf schmalen Flächen – für Ackerbau, Reb- und Obstbau und eine vielseitige Viehhaltung geradezu ideale Bedingungen herrschten: Zwischen den Palmen und Reben im Bleniotal und dem ewigen Schnee des Rheinwaldhorns liegen nur 5 Luftlinienkilometer!

Als siedlungsfeindlich galten übrigens nicht nur die hochragenden Berge mit ihren Gletschern und Firnfeldern, sondern auch die engen, kaum passierbaren Schluchten zwischen den einzelnen Talstufen, die felsigen Flanken der Trogtäler, deren Wälder vor Lawinen und Steinschlag schützten, sowie die überschwemmungsgefährdeten Auenniederungen in den

Abb. 2: Schematischer Schnitt durch ein Alpental.



Haupttälern. Letztere sind grossenteils erst im 19. Jahrhundert im Zuge aufwendiger Meliorationsarbeiten dem Siedlungs- und Nutzungszugriff erschlossen worden.

Im Unterschied zum hohen Norden, zur rauen Inselwelt im Nordatlantik, aber auch zum Wüstengürtel in Nordafrika, wo sich weite Landstriche einheitlich einem Siedlungszugriff durch den Menschen verschliessen, lösen sich in den Alpen auf engstem Raum Gunstzonen und siedlungsfeindliche Gebirgsregionen ab.

### III

Mit der allgemeinen Bevölkerungszunahme in Europa seit dem Frühmittelalter – die im 14. Jahrhundert entgegen älteren Auffassungen wenn überhaupt, nur unwesentlich gebremst wurde – konnte die Besiedlung des Alpenraumes nicht mehr auf die Gunstzonen der fruchtbaren Täler mit mildem Klima beschränkt bleiben. Es entwickelte sich sowohl durch Zuwanderung aus dem nördlichen und südlichen Alpenvorland als auch durch Migrationsbewegungen, die von alten, inneralpinen Siedlungskammern ausgingen, ein immer stärkerer Populationsdruck, der auf die marginalen Böden in rauen Hochtälern, in schwer zugänglichen Nebentälern und auf hochgelegenen Terrassen zielte (Abb. 1) (Auf die sprachlich-ethnischen Aspekte dieses Prozesses ist hier nicht einzutreten, zumal sie archäologisch keine erkennbare Rolle spielen). Im Zuge des mittelalterlichen Landesausbaues füllten sich nach und nach die marginalen, siedlungsfeindlichen Zonen auf. Es entstanden Dörfer, Weiler, Einzelhöfe, eingebunden in meist kleinräumige Grundherrschaften, teils in Besitz von Klöstern, teils in den Händen eines burgsässigen Kleinadels, der nur mässig am gesellschaftlichen Leben des höfischen Rittertums Anteil nahm. Allerdings gestaltete sich der kolonisatorische Zugriff auf Marginalland selektiv. Land, welches gewisse Minimalanforderungen nicht erfüllte, blieb unberührte Wildnis. So bildeten sich, verteilt auf die unterschiedlich hohen Talstufen und die seitlichen Talflanken, Rodungsinseln ungleicher Grösse heraus, die in der Folgezeit nur zum Teil zu grösseren Siedlungszonen zusammenwachsen sollten. Vor allem im west-ostgerichteten Tälern (z. B. Lötschental, Engadin) entstanden auf den nördlichen, sonnenexponierten Talterrassen langgezogene Siedlungsflächen, während die gegenüberliegende Schattenseiten mehrheitlich bewaldet blieben (Abb. 2).

Siedlungen auf der Schattenseite eines Tales – im Lötschental archäologisch bereits für das 11. Jahrhundert nachgewiesen – können als Beleg für die bevölkerungsmässige Auslastung eines Tales gelten.

Zur Beachtung: Das weitgehende Fehlen von Wald im Urserental beruht nicht auf einem siedlungsbedingten Rodungsprozess, sondern auf einem übermässigen Bedarf an Weide- und Grasland für die Saum- und Reittiere des Gott-hardverkehrs seit dem Ausgang des Mittelalters.

#### IV

Die Marginalität des Bodens ergibt sich aus der beschränkten Nutzfläche, aus den niedrigen Flächenerträgen und der raschen Erschöpfung (infolge Phosphatmangels) sowie aus den eingeschränkten Nutzungsmöglichkeiten. In den altbesiedelten Gunstzonen der Alpen gediehen Reben und Obstbäume, Gartenpflanzen und alle Arten von Getreide. In höheren Lagen – bis um 1500 m – konnte nur noch Gerste angebaut werden, und auch diese vermochte in schlechten Sommern nicht immer auszureifen. Als Weideland verwendbar waren die Magerwiesen oberhalb der Waldgrenze, bis hinauf auf 2800 m, doch setzte deren volle Bestossung im Sommer das Einbringen von genügend Heu für den Winter voraus.

Ohne dass einstweilen genaue Zahlen genannt werden könnten, steht doch fest, dass bäuerliche Betriebe auf Marginalböden pro Flächeneinheit bloss eine bestimmte Zahl Menschen ernähren konnten (der Aspekt der kirchlichen und grundherrlichen Abgaben kann hier ausgeklammert bleiben). Dies bedeutete im konkreten Einzelfalle, dass eine wachsende Familie nach einer gewissen Zeit entweder zusätzliches Land roden musste, um satt zu werden, oder dass sich ein Teil der Nachkommenschaft aus dem Familien- oder Hofverband löste, um andernorts eine neue Siedlung zu gründen.

In einer ländlichen Gesellschaft mit Selbstversorgung auf vorwiegend marginalem Land gab es eine Obergrenze für die Dichte einer lebensfähigen Bevölkerung. Diese lag – typisch für siedlungsfeindliche Zonen mit geringen Anbauflächen und niedrigen Flächenerträgen – in den Alpen jedenfalls tiefer als im Flachland und liess sich, wenn die Rodungsmöglichkeiten erschöpft waren, mit der herkömmlichen Wirtschaftsweise nicht mehr nach oben verschieben. Je karger der Boden war, desto schneller lief dieser Pro-



zess ab. So wurde der Alpenraum von einer ungeheuren Migrations- und Siedlungsdynamik erfasst, die erst im 15. Jahrhundert verebbte, als die Reserven kolonisierbaren Landes erschöpft waren. Das war die Zeit, in der neue Wirtschaftsformen (Export von Schlachtvieh und Milchprodukten), neue Migrationsziele (Städte) und neue Lebensformen (Soldienst) entwickelt werden mussten.

In den alpinen Marginalzonen liessen sich die landwirtschaftlichen Flächenerträge durch Verbesserung der Anbaumethoden, der Bodenbearbeitung oder der Aufzucht nur geringfügig steigern. So entwickelte man beispielsweise in den niederschlagsarmen Zonen des Wallis ein weit verzweigtes, von Schmelzwasser gespeistes Bewässerungssystem mit ganz speziellem Nutzungsrecht. Im allgemeinen aber war man bestrebt, die Produktion durch geschickte Anpassung an die Vorgaben der natürlichen Gebirgslandschaft sicherzustellen.

Die Äcker wurden oberhalb der winterlichen Sonnengrenze angelegt, auch wenn eigens Terrassen gebaut werden mussten. Korn, das wegen des kurzen Sommers grün geschnitten werden musste, liess man auf Holzgestellen ausreifen. War der für den Ackerbau nutzbare Boden besonders schmal und damit kostbar, schüttete man – wie etwa im Val Bavona – auf der Oberfläche von herumliegenden Sturzblöcken Humus auf und gewann so ein paar Quadratmeter Ackerfläche, die erst noch vor der Gefrässigkeit der Ziegen geschützt waren.

Die vornehmlich auf Getreidebau und Viehhaltung gestützte Wirtschaft der alpinen Marginalzonen diente zur Hauptsache der Selbst-

*Abb. 3: „Ofenstein“ bei Hospental (Kanton Uri). Der mächtige Sturzblock aus Speckstein zeigt deutliche Spuren eines Abbaues, der zur Gewinnung von Ofenplatten diente (ab 15. Jahrhundert?).*



Abb. 4: Grenzmauer auf Melchsee-Frutt (Kanton Obwalden). Markierung einer schiedsgerichtlich vereinbarten Grenzlinie.

versorgung. Die wenigen Ertragsüberschüsse gingen als herrschaftliche Naturalsteuern weg oder sie dienten zur Beschaffung lebensnotwendiger Güter (z. B. Salz, Metallgeräte). Ergänzt wurde die Eigenproduktion durch sammelwirtschaftliche Tätigkeiten. In den südlichen Alpentälern galt die Kastanie als Grundnahrungsmittel. Jagd und Fischfang konnten unter obrigkeitlicher Kontrolle betrieben werden, desgleichen die Suche nach Bergkristallen. In weiten Teilen des Alpenraumes (Graubünden, Veltlin, Tessin, Ursern, Wallis) bildete die Gewinnung und Verarbeitung von Speckstein eine wichtige Möglichkeit des Haupt- und Nebenerwerbs (Abb. 3), während der Metallbergbau nur in wenigen Tälern (Silber im Unterengadin, Eisen am Gonzen) eine nen-

Abb. 5: Biwak auf der Wüstung Spilblätz/Charetalp (Kanton Schwyz).



nenswerte Rolle spielte. Salzvorkommen waren vor dem 16. Jahrhundert im ganzen Gebiet der Schweiz unbekannt. Dieser weitgehende Mangel an Montangütern dürfte die Marginalität und Randständigkeit des Schweizer Alpenraumes im Mittelalter zweifellos mitgeprägt haben.

## V

Die Enge der Gunstzonen veranlasste die Alpenbewohner schon früh, für die Viehhaltung auch Böden minderer Qualität zu nutzen, die sich nur als Weideland eigneten. Seit wann die Alpweiden oberhalb der Waldgrenze temporär für die Sömmerung von Vieh bestossen worden sind, ist beim derzeitigen Forschungsstand nicht mit Sicherheit zu bestimmen (nebenbei bemerkt, das Wort *Alm*, in bairischen Dialekten geläufig, ist im Schweizerdeutschen nicht üblich). Dass die alpine Vieh- und Milchwirtschaft in ur- und frühgeschichtliche Zeit zurückreicht, ist an sich unbestritten und wird allein schon linguistisch nahegelegt (vgl. das vorrömische Vokabular in der Fachsprache der Älpler). Dass aber im Mittelalter, im Zuge der Bevölkerungszunahme und -verdichtung auch in marginalen Siedlungszonen des Alpenraumes die Nutzung der hoch gelegenen Graswuchszonen als sommerliches Weideland einen ungeheuren Aufschwung erlebt haben muss, kann ebenfalls als gesichert gelten. Scheinen anfänglich vorwiegend Schafe und Ziegen auf die Alpweiden getrieben worden zu sein, nahm seit dem 14. Jahrhundert der Anteil von Milch- und Aufzuchtrindern und Pferden immer mehr zu, was oft Umbauten oder gar Verlegungen der Alpbäude notwendig machte. Spätestens seit der Jahrtausendwende begann man mit der künstlichen Erweiterung der hochalpinen Weideflächen durch Rodung, indem die natürliche Waldgrenze nach unten verschoben wurde, ungefähr bis an den oberen Rand der Trogtäler, und – dies wohl eher etwas später – auf Hangterrassen Zwischenstationen ausgeholt wurden, die späteren *Maiensässe*. So entwickelten sich auf der Grundlage vormittelalterlicher Traditionen und Erfahrungen in der siedlungsfeindlichen Welt zwischen 1500 und 2800 m ü. M., das heißt in der obersten Zone des alpinen Pflanzenwuchses, eine auf Viehhaltung und Milchverarbeitung gestützte Marginalkultur, die für die Ökonomie und das Identitätsbewusstsein der Alpenbevölkerung eine immer grössere Bedeutung erlangen sollte.

Geprägt war diese Wirtschaftsform durch die Kargheit des Bodens. In den tiefen, durch Rodung erschlossenen Zonen, war auf günstig gelegenen Flächen die Gewinnung von Heu für das Winterfutter möglich. Diese mussten sorgsam mit Zäunen oder Mauern umgeben werden, damit sie vom frei weidenden Vieh (und wohl auch vom Bergwild) nicht vorzeitig leer gefressen wurden.

So armselig und karg diese Alp- oder Almweiden uns auch erscheinen mögen, im Mittelalter galten sie als kostbar, und mit zunehmendem Populations- und Siedlungsdruck entbrannten immer häufiger zahlreiche, hartnäckige Auseinandersetzungen um die Nutzungsrechte selbst auf den ärmlichsten und entlegensten Triften. Vor Ort wurden diese handgreiflich ausgetragen, durch Überfälle auf Menschen und Hütten, vor allem aber durch gegenseitigen Viehraub. Solche Alpfehden konnten jahrzehntelang dauern, bis sie endlich auf gerichtlicher oder gar politischer Ebene geschlichtet werden konnten. Langgezogene Grenzmauern, bisweilen von Gräben begleitet, können als Ergebnis solcher Grenzvereinbarungen gedeutet werden (Abb. 4). Waffenfunde in Alpbäuden, namentlich Dolche, sind wohl vor dem Hintergrund dieser Gewaltbereitschaft bei der Verteidigung oder Erweiterung von hochalpinem Weideland zu verstehen (bei den ebenfalls regelmässig zu Tage tretenden Pfeil- und Armbrustbolzeneisen könnte es sich auch um Relikte der nachweislich betriebenen Jagd auf Gebirgswild – Gämse und Steinbock – handeln).

Dass hinter den Alpfehden oft grundherrliche Expansionsbestrebungen standen, wird durch Schriftquellen bezeugt. Der jeweilige Erfolg oder Misserfolg hing weniger von der Rechtslage ab als vielmehr von der Wirksamkeit des realen Nutzungs- und Bevölkerungsdruckes.

## VI

Die Marginalität der alpinen Vieh- und Milchwirtschaft ist archäologisch in den mittelalterlichen Siedlungsplätzen zu fassen, deren Reste sich in grosser Zahl auf Höhen zwischen 1500 und 2500 m ü. M. erhalten haben. Diese Spuren in Form von zerfallendem Trockenmauerwerk, oft als *Heidenhüttli* bezeichnet, haben schon im 18. Jahrhundert wissenschaftliche Beachtung und abenteuerliche Deutungen erfahren. Erste Anläufe zu ihrer archäologischen Erforschung sind im 19. Jahrhundert versucht,



Abb. 6: Reste eines einfachen Unterstandes auf der Alp Guspis ob Hospental (Kanton Uri).

aber wegen vermeintlicher Ergebnislosigkeit wieder abgebrochen worden. Seit etwa 30 Jahren wird in verschiedenen Alpenländern (Schweiz, Österreich, Frankreich, Slowenien) mit Erfolg auf solchen hochgelegenen Siedlungsplätzen gegraben, so dass mittlerweile die Umrisse dieser alpinen Marginalkultur recht deutlich fassbar geworden sind (Abb. 5). Als archäologisch besonders aufschlussreich erweisen sich die verlassenen Siedlungsplätze, die ‚Alpwüstungen‘, während auf den noch benutzten Stäfeln Bauten aus neuerer Zeit die Befunde im Boden mehrheitlich zerstört haben. In der Verteilung der Wohnplätze (Stäfel) über die Landschaft spiegelt sich die hochalpine Siedlungsfeindlichkeit: Pro Alp – im Sinne einer sommerlichen Nutzungseinheit von durch-

Abb. 7: Wüstungsplatz Müllerenhütte/Melchsee-Frutt (Kanton Obwalden). Reste einer Alphütte am unteren Rand eines schützenden Bergsturzfächers.





Abb. 8: Reste einer Hüttenfassade auf der Wüstung Spilblätz/Charetalp (Kanton Schwyz). Gut erkennbar der schmale Eingang und der natürliche, in die Mauer einbezogene Felsblock (wohl 11. Jahrhundert).

schnittlich 2–5 Quadratkilometern Weidefläche – finden sich etwa zwei bis vier Siedlungsplätze, die in der Regel aber nicht gleichzeitig, sondern in jahreszeitlicher Abfolge hintereinander benutzt wurden. Die Wohnbauten der einzelnen Stäfel – bei Ausgrabungen an den Feuerstellen erkennbar – bestehen aus Einraumhäusern, den ‚Alphütten‘, mit einer Innenfläche von 5 bis 10 m<sup>2</sup>, was kaum mehr als zwei bis maximal drei Leuten Platz bot. Manche Stäfel weisen nur eine einzige Hütte auf, andere zeigen in unterschiedlich dichter Streuung Gruppen mit bis zu einem Dutzend bewohnbarer Bauten. Als Lagerräume für Milch, Milchprodukte und sonstige Vorräte sind überdachte, in den Hang getriebene Bauten zu deuten, desgleichen Höhlen (*Balmen*) unter Sturzblöcken. Gelegentlich sind solche Höhlen auch zu Wohnzwecken hergerichtet worden, besonders häufig im Val Bavona (*splüi/sprügh* < lat. *spelunca*).

Überdachte Ställe gab es auf den Alpen im Mittelalter nicht. Das Vieh wurde für die Nacht auf geschützten Flächen (*Stelli*) zusammengetrieben oder in *Pferchen* aus Trockenmauerwerk zusammengehalten. Bären und Wölfe hielt man mit offenen Feuern fern.

Auf besonders weitläufigen Alpen bauten sich die Hirten einfache Unterstände, die – oft angelehnt an einen Felsblock – nur aus einer Mauereinfassung bestanden, über die nach Bedarf ein mobiles Dach aus Holzstangen und Tierhäuten gelegt werden konnte (Abb. 6).

Gegen die Gefahren der Umwelt (Steinschlag, Lawinen, Erdbeben) schützte man die einzelnen Hütten und Stäfel, indem man sie an möglichst sicheren Orten errichtete, unterhalb eines Sturzblockes ausserhalb der Reichweite von Lawenzügen, am unteren Rand eines Bergsturzfühlers (Abb. 7). In besonders schneereichen Regionen zog man es vor, das aus Steinplatten oder Brettschindeln gebildete Dach im Herbst abzudecken und im Frühling neu zu erstellen, statt es im Winter mitsamt dem Dachgerüst von den Schneemassen erdrücken zu lassen.

## VII

Die Konstruktion der mittelalterlichen Alpbauten erweist sich aufgrund der Ausgrabungsbefunde als überaus einfach. Bis um 1400 sind ausschliesslich einräumige Hütten belegt, häufig rückwärts in den Hang hinein gebaut. Die Mauern bestehen aus groblöckigem Trockenmauerwerk, die Vorderfront mit dem Eingang kann auch aus Holz errichtet worden sein. Das flache Satteldach dürfte vorgeherrscht haben, gelegentlich ist – namentlich bei rückwärts oder seitlich an Felsblöcke angelehnten Bauten – auch an ein Pulldach zu denken. Über Grundrissen mit 1,5 bis über 2 m dickem Mauerwerk ist ein Bau mit Kraggewölbe zu ergänzen. Derartige Konstruktionen finden sich heute noch im Tessin und im Bergell (Abb. 8; 9).

Seit dem 13. Jahrhundert waren rechteckige Grundrisse die Regel, aus älterer Zeit stammen quadratische und unregelmässige Grundrisse. Die Innenausstattung der einräumigen Wohnbauten hat man sich nach Ausweis der archäologischen Befunde denkbar einfach vorzustellen: Eine bodenebene Mehrzweckfeuerstelle, eine aus Holzbohlen, Reisig und Laub gebildete Schlafstelle, eine Sitzgelegenheit an der Wand, ein paar hölzerne Wandhaken und Tablare (für das Käsegerät) und vielleicht eine Truhe für die persönlichen Habseligkeiten.

Entsprechend kärglich nimmt sich bei Grabungen auf mittelalterlichen Alpwüstungsplätzen das Kleinfundinventar aus. Abgesehen von Tierknochenresten (Haustieren inklusive Schweinen und Jagdwild) kommen vornehmlich Eisenobjekte zum Vorschein. Geschirrkernik fehlt – im Unterschied zu den Dauersiedlungen im Tal – vollständig, vereinzelt treten Fragmente von Specksteingefässen auf. Von den verschiedenartigen Geräten und Behältern aus Holz für die Milchverarbeitung hat sich im Boden nichts

erhalten, und der kostbare Kupferkessel für die Käsezubereitung ist mit Sicherheit nicht im Abfall gelandet, auch nicht in beschädigtem Zustand.

Der Eindruck einer siedlungsfeindlichen Marginalzone für eine dünne, mobile Bevölkerung und deren Viehherden, den bereits die Gebirgslandschaft an sich erweckt, wird durch die Funde und Befunde von Ausgrabungen in mittelalterlichen Wüstungsplätzen vollauf bestätigt.

Man mag sich fragen, worin der Wert aufwendiger archäologischer Untersuchungen auf so ärmlichen Siedlungsplätzen mit dermassen kümmerlichen Kleinfunderwartungen bestehe. Die Frage ist falsch gestellt und geht von überholten Vorstellungen über die wissenschaftlichen Aufgaben der Archäologie aus. So wenig die heutige Geschichtsforschung sich nur mit Taten der Mächtigen und den vermeintlichen Grossereignissen der Vergangenheit (deren Tragweite ohnehin oft überschätzt wird) befassen darf, so wenig soll sich die Archäologie auf die Ausgrabung wirtschaftlicher und kultureller Zentren mit reichem Fundmaterial beschränken. Auch siedlungsfeindliche Marginalzonen haben ihre Geschichte (die oft nur archäologisch zu fassen ist), die zum Verständnis der Vergangenheit eines Siedlungs- und Kulturraumes ebenso unverzichtbar ist wie die Kenntnis über die Baugeschichte einer Kathedrale oder einer Königspfalz. Wer die mittel-



Abb. 9: Weitgehend abgetragener Grundriss einer quadratischen Hütte auf der Wüstung Spilblätz/Charetalp (Kanton Schwyz). Die über 2 m starke Mauer lässt auf einen Oberbau mit Kraggewölbe schliessen.

alterliche Geschichte des Abendlandes ganzheitlich erfassen will, hat nicht nur die Grabungsbefunde von Klöstern, Burgen, Stadtkernen und Dorfsiedlungen in reichen Landstrichen zur Kenntnis zu nehmen, sondern auch die Forschungsergebnisse von Siedlungsplätzen in grönländischen Fjorden, in der nordrussischen Tundra, in den skandinavischen Urwäldern und auf den hochgelegenen Weiden der Alpen.

## Literaturverzeichnis

Andersson/Ersgård/  
Svensson 1998

H. Andersson/L. Ersgård/E. Svensson (Hrsg.), *Outland use in preindustrial Europe* (= Lund Studies in Medieval Archaeology 20), Lund 1998.

Meyer 1998

W. Meyer (Hrsg.), „Heidenhüttli“. 25 Jahre archäologische Wüstungsforschung im schweizerischen Alpenraum (= Schweizerische Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 23/24), Basel 1998.

### Abbildungsnachweis

Alle Abbildungen stammen vom Verfasser.

### Anschrift des Autors

Werner Meyer  
Historisches Seminar der Universität Basel  
Hirschgässlein 21, CH-4051 Basel  
wernerh.meyer@unibas.ch